

Hefte aus Burgscheidungen

Hans-Hinrich Jenssen

Schöpfung durch Entwicklung

Darwinismus und christlicher Glaube



256

Herausgegeben vom Sekretariat des Hauptvorstandes
der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands

Hefte aus Burgscheidungen

Hans-Hinrich Jenssen

Schöpfung durch Entwicklung

Darwinismus und christlicher Glaube

1988

Herausgegeben vom Sekretariat des Hauptvorstandes
der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands

ISSN 0440 - 5862
ISBN 3-372-00159-1

1. Auflage · Heft 256 · 1988
Ag.-Nr. 224/112/88
702 631 2
00050

Dr. sc. theol. Hans-Hinrich Jenssen ist ordentlicher Professor für Praktische Theologie an der Sektion Theologie der Humboldt-Universität zu Berlin sowie stellvertretender Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Kirchenfragen beim Hauptvorstand der CDU.

Die Erkenntnis Gottes muß mit der Welterkenntnis Schritt halten, wenn sie nicht verlöschen soll.

Wilhelm Lutgert, Ethik der Liebe

Wir Christen können den Weg in die Zukunft nur finden und gehen, wenn wir uns... die Erkenntnisse sowohl der Natur als auch der Gesellschaftswissenschaft zu eigen machen.

Gerald Götting, Der Christ sagt Ja zum Sozialismus

I. Zur weltanschaulich-religiösen Position der Begründer des Darwinismus

Am 28. September 1881 – also etwa ein halbes Jahr vor seinem Tode am 19. April 1882 – bekommt Charles Darwin, der weltberühmte Verfasser des Buches über „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ von 1859 und weiterer gewichtiger Werke, auf seinem einsam gelegenen Landsitz Down, etwa 30 Kilometer von London entfernt, Besuch. Es sind Dr. Ludwig Büchner, der Verfasser des bekannten weltanschaulichen Bestsellers „Kraft und Stoff“ aus dem Jahre 1855, der auch Vorsitzender des deutschen Freidenkerverbandes ist, und Dr. Edward Aveling, führender Freidenker in England, Sohn eines Geistlichen und Schwiegersohn von Karl Marx.

Die beiden haben in London an einem internationalen Freidenker-Kongreß teilgenommen und nutzen nun die Gelegenheit zu einem gemeinsamen Besuch bei Darwin. Auf dessen Frage, warum sie sich Atheisten nannten, erklären sie, sie leugneten Gottes Existenz nicht, aber angesichts seiner Unbeweisbarkeit seien sie faktisch ohne Gott, also Atheisten, und setzten ihre ganze Hoffnung allein auf diese Welt. Selbst angesichts dieser Interpretation des Atheismus nicht als Anti-Theismus (aktive Gottesleugnung), sondern eben als methodischem und praktiziertem A-Theismus (Forschen und Leben ohne Gott), lehnt Darwin es ab, sich mit dem Begriff Atheist zu solidarisieren, und hält zur Bezeichnung seines weltanschaulichen Standpunktes am Begriff „Agnostiker“ fest, d. h. als jemand, der die Frage, ob Gott existiert oder nicht, für nicht durch menschliches Denken entscheidbar hält, sondern sich angesichts dieser Weltanschauungsfrage als „Nichtwisser“ bekennt (1).

Trotz dieser durch Darwin selbst erfolgten Zurückweisung des Versuches, ihn für den Atheismus zu vereinnahmen, ist seine Vereinnahmung für den christlichen Glauben ebenso unmöglich.

Auf Wunsch seines Vaters hatte Charles Darwin zwar nach einem frühzeitig abgebrochenen Medizinstudium erfolgreich in Cambridge Theologie studiert und rechnete auch noch bei Antritt seiner fünfjährigen Forschungsreise auf der „Beagle“ damit, einmal anglikanischer Landgeistlicher zu werden. Aber dann löste er sich, wie er in seiner Autobiographie schildert, allmählich vollständig vom christlichen Glauben. Er schrieb sogar: „Ich kann es kaum begreifen, wie jemand, wer es auch sei, wünschen könne, die christliche Lehre möge wahr sein; denn, wenn dem so ist, dann zeigt der einfache Text (des Evan-

geliums — H.-H. J.), daß die Ungläubigen, und ich müßte zu ihnen meinen Vater, meinen Bruder und nahezu alle meine besten Freunde zählen, ewige Strafe verbüßen müssen. Eine abscheuliche Lehre“ (2).

Allerdings sind es — wie auch diese Aussage zeigt — keineswegs allein oder gar primär Gründe seiner biologischen Entwicklungs- und Zuchtwahllehre, die seinen Unglauben motivieren. Er nennt dafür vielmehr folgende Hauptgründe:

Erstens meint er, „daß dem Alten Testamente — mit seiner offensichtlich falschen Weltgeschichte, mit seinem babylonischen Turm, mit dem Regenbogen als Zeichen usw. und seiner Art, Gott Gefühle eines rachedurstigen Tyrannen zuzuschreiben — nicht mehr Glauben zu schenken sei als den heiligen Schriften der Hindus oder dem Glauben irgendeines Wilden“ (3). Eine historisch-kritische Bibelbetrachtung, die selbstverständlich davon ausgeht, daß die Bibel kein unfehlbares Geschichtsbuch ist und auch nicht wortwörtlich vom Heiligen Geist eingegeben wurde, wird heute schon in Christenlehre und Konfirmandenunterricht vermittelt, war aber damals für Darwin eine umwerfende Erkenntnis. Diese Frage hat — wie wir sehen werden — noch heute in der Auseinandersetzung mit den sogenannten Kreationisten aktuelle Bedeutung.

Zweitens hält Darwin angesichts der fortschreitenden Erkenntnis der Naturgesetze den Glauben an die Wunder, „auf denen das Christentum beruht“, für ungläubhaft und ist auch durch die Unterschiede der Evangelien in bedeutungsvollen Einzelheiten irritiert. „Durch Überlegungen, wie die, die ich anführe, ... kam ich allmählich dazu, nicht an das Christentum als eine göttliche Offenbarung zu glauben“ (4).

Drittens: „Die Tatsache, daß viele falsche Religionen über weite Teile der Erde sich wie Sprühfeuer verbreitet haben, war für mich von einigem Gewicht... So beschlich mich in sehr langsamer Weise der Unglaube, bis ich schließlich gänzlich ungläubig wurde. Er kam so langsam über mich, daß ich kein Unbehagen empfand, und niemals habe ich seit jener Zeit auch nur eine einzige Sekunde an der Richtigkeit meines Schlusses gezweifelt“ (5).

Hat sich Darwin also auch eindeutig vom christlichen Glauben gelöst, so beschäftigt ihn die Frage eines allgemeineren Glaubens an einen persönlichen Gott als Welterschöpfer (Theismus) doch immer wieder. Hier kommt er letztlich zu dem Schluß, daß sie unentscheidbar sei, und er bezeichnet sich deshalb sowohl in seiner Autobiographie als auch in Briefen und in dem eingangs erwähnten Gespräch als „Agnostiker“.

Ein Grund für solchen „Theismus“, der ihn früher sehr beeindruckt hatte, ist die von dem anglikanischen Theologen

William Paley nachdrücklich und anschaulich geltend gemachte wunderbare Anpassung der Lebewesen an ihre Existenzbedingungen, an ihre Umwelt. Aber dieser Grund „schlägt jetzt fehl, nachdem das Gesetz der natürlichen Auslese entdeckt worden ist“ (6). Freilich, auch wenn man von diesen „endlosen wundervollen Anpassungen“ biologischer Art absieht, bleibt doch noch die Frage: „Wie kann die ganz allgemein wohltuende Anordnung der Welt erklärt werden?“ (7).

Aber da taucht für Darwin die Frage auf, wie sich das viele Leid in der Welt, insbesondere auch das Leiden der Tiere, die ja nicht irgendwie schuldig geworden sein oder durch Leiden zu moralischer Besserung angespornt werden können, mit der Allmacht und Weisheit und Güte Gottes verträgt. Zwar ist Darwin davon überzeugt, daß die „meisten empfindenden Wesen einen Überschuß von Glück über Unglück“ erleben, aber dennoch: „Dieser sehr alte, der Existenz des Leidens entnommene Beweisgrund gegen die Existenz einer ersten Ursache schien mir viel Gewicht zu haben“ (8), während die natürliche Zuchtwahl es auf ihre Weise verständlich machen kann.

Freilich es gibt einen Vernunftgrund „für die Überzeugung von der Existenz Gottes“, der für Darwin „Gewicht“ hat: „Das ergibt sich aus der äußersten Schwierigkeit oder vielmehr Unmöglichkeit, einzusehen, daß dieses ungeheure und wundervolle Weltall, das den Menschen umfaßt mit seiner Fähigkeit, weit zurück in die Vergangenheit und weit in die Zukunft zu blicken, das Resultat blinden Zufalls oder der Notwendigkeit sei. Denke ich darüber nach, dann fühle ich mich gezwungen, mich nach einer ersten Ursache umzusehen, die im Besitze eines, dem Menschen in gewissem Grade analogen Intellekts ist, und ich verdiene, Theist genannt zu werden“ (9).

Zwar ist dieses aus der Gesamtheit des Kosmos und seiner Lebens- und Entwicklungsfähigkeit abgeleitete Glaubensmotiv — wir kommen darauf noch zurück — für Darwin in letzter Zeit „mit vielen Schwankungen schwächer geworden.“ Vor allem aber: Kann man solchen „großartigen Schlußfolgerungen“ überhaupt trauen? Reicht der menschliche Geist, der sich aus niedersten Tieren entwickelt hat, für solche metaphysischen, den Erfahrungsbereich überschreitenden Gedankengänge aus? „Ich darf mir nicht anmaßen, auch nur das geringste Licht auf solche abstrusen Probleme zu werfen. Das Geheimnis des Anfanges aller Dinge ist für uns unlösbar; und ich für meinen Teil muß mich bescheiden, ein Agnostiker zu bleiben“ (10).

Ähnlich schrieb Darwin in einem Brief an Edwin A b b o t vom 16. November 1871: „Ich will nur sagen, daß die Unmöglichkeit sich vorzustellen, daß dieses großartige und wunderbare

Weltall mit uns bewußten Wesen durch bloßen Zufall entstanden sei, mit der Hauptgrund für die Annahme der Existenz Gottes zu sein scheint; ob dies aber ein Beweisgrund von wirklichem Wert ist, bin ich niemals im Stande gewesen zu entscheiden“.

Es gibt übrigens Erwägungen, die mir einleuchtend scheinen, weil ähnliche Entwicklungen auch sonst zu beobachten sind, wonach der Kapitän der „Beagle“, Robert Fitzroy (1805–1865), ein noch junger, überaus fähiger Marineoffizier, der es bis zum Vizeadmiral brachte und sich als Hydrograph große Verdienste erworben hat, gegen seinen Willen Darwins religiöse Entwicklung negativ beeinflußt hat. Denn Fitzroy war nicht nur sehr religiös, sondern auch ausgesprochen orthodox und konservativ; als späterer Gouverneur von Neuseeland mußte er auf Grund von Bevölkerungsprotesten wieder abberufen werden. Als Kapitän kam ihm damals eine übermächtige Autorität zu. In Brasilien kam es zwischen den beiden zu einem ernststen Zwischenfall, als der politisch liberale Darwin sich in einem Gespräch mit Fitzroy über die Sklaverei entsetzte. Dieser faßte das als Empörung gegen seine Autorität auf und weigerte sich zunächst, weiterhin mit Darwin in der Kapitänskajüte zu essen; vor allem aber wertete er Darwins Meinung als Auflehnung gegen eine von Gott geschaffene Weltordnung. „Vielleicht lag in diesem Konflikt eine der psychologischen Wurzeln für Darwins innere Bereitschaft, auch in der Schöpfung nicht mehr so wie bisher Gottes Ordnung zu sehen“ (11).

„Man muß Darwins Lage an Bord bedenken – fünf Jahre lang mit einem autoritären Kapitän zu dinieren, dem er nicht widersprechen konnte, dessen politische Vorstellungen und Betragen allen seinen Überzeugungen widersprachen, und den er im Grunde nicht leiden konnte. Wer weiß, welche ‚stumme Alchemie‘ in den fünf Jahren insistenter Ansprache in Darwins Hirn gearbeitet haben mag. Vielleicht war Fitzroy viel bedeutsamer als die Finken, zumindest, um Darwins Evolutionstheorie und Philosophie ihren materialistischen und antitheistischen Ton einzugeben“ (12).

Nun ist die Frage nach Darwins eigener weltanschaulicher und religiöser Entwicklung und Haltung gewiß von großem Interesse. Sonst würde man sich nicht atheistischerseits so nachhaltig auf sie als ein Zeugnis für den Materialismus berufen und christlicherseits so gerne die Sätze zitieren, in denen sich Darwin positiv zum Theismus bekennt; z. B. den Schlußsatz, den Darwin in die 2. Auflage seiner „Entstehung der Arten“ aufnahm und bis zur letzten, zu seinen Lebzeiten erschienenen, 6. Auflage vom Februar 1872 darin stehen ließ:

„Es ist wahrlich etwas Erhabenes um die Auffassung, daß der Schöpfer den Keim alles Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder gar nur einer einzigen Form eingehaucht hat und daß, während sich unsere Erde nach den Gesetzen der Schwerkraft im Kreise bewegt, aus einem so schlichten Anfang eine unendliche Zahl der schönsten und wunderbarsten Formen entstand und noch weiter entsteht.“

Dabei darf übrigens auch dieser Satz wohl keineswegs im Sinne eines unzweideutigen Bekenntnisses zu einem Theismus interpretiert werden. Denn zumindest im Hinblick auf die Frage nach der Entstehung des Lebens überhaupt schrieb Darwin am 29. März 1863 an seinen Freund, den Botaniker Joseph Dalton Hooker (1817–1911): „Es wird noch einige Zeit vergehen, bis wir erkennen, daß ‚Schleim, Protoplasma etc.‘ ein neues Leben erzeugen. Ich bedaure es jedoch schon seit langem, daß ich der öffentlichen Meinung nach dem Munde geredet und den aus dem Pentateuch stammenden Ausdruck der Schöpfung gebraucht habe, womit ich eigentlich nur ‚aufgetreten‘ infolge eines gänzlich unbekanntem Prozesses meinte. Es ist einfach Unsinn, über den Ursprung des Lebens nachzudenken; genauso gut könnte man über den Ursprung der Materie nachdenken...“.

Wie es auch um das menschlich bewegende Schwanken des Agnostikers Charles Darwin zwischen atheistischem Materialismus und Theismus bestellt sein mag: Für uns Christen von heute gilt, daß jeder für sich selbst zu einer begründeten Entscheidung kommen muß, ob und wie er das Verhältnis von Schöpfungsglauben und Entwicklungslehre verstehen will. Schon zu Darwins Zeiten gab es sogenannte Kreationisten, d. h. Vertreter einer sich an 1. Mose 1 im buchstäblichen Sinne orientierenden Schöpfungslehre, und Atheisten, die die Parole ausgaben: Schöpfung o d e r Entwicklung; und es gab Vertreter der Auffassung: Schöpfung d u r c h Entwicklung, Entwicklung kraft der Schöpfung.

Zu diesen gehörten der wohl bedeutendste amerikanische Botaniker des 19. Jahrhunderts und fromme Kirchenchrist Asa Gray (1810–1888), der den Darwinismus in Amerika sehr erfolgreich und nachhaltig propagierte, und der englische Geologe Charles Lyell (1797–1875), ohne dessen Erkenntnis, daß sich die großen Veränderungen der Erdoberfläche – wie das Entstehen von Gebirgen, Tälern, Flüssen usw. – nicht einigen wenigen, großen Katastrophen verdanken, sondern der ständigen, unaufhörlichen Wirkung der heute noch vorhandenen Kräfte – wie Vulkanismus, Verwitterung, Erosion usw. – Darwins Buch von 1859 gar nicht denkbar wäre. Dabei sei nicht verschwiegen, daß beide wohl Darwins Abstammungs-

lehre bejahten, aber nur recht bedingt seine Zuchtwahllehre. Der Unterscheidung dieser beiden Elemente in Darwins Gedankengebäude werden wir uns im Hinblick auf ihre weltanschaulichen Konsequenzen noch zuwenden.

Da ich aber die Überzeugung bestärke möchte, daß auch die Bejahung der Zuchtwahllehre durchaus nicht im Widerspruch zum christlichen Schöpfungsglauben stehen muß, sei zuvor auf die weltanschauliche Position des Mitentdeckers der Rolle der natürlichen Zuchtwahl für die Entwicklung der Lebewesen, Alfred Russel Wallace (1823–1913) eingegangen. Im Gegensatz zu Charles Darwin, der durch eine Reihe von gewichtigen Gegenargumenten, die damals nur schwer zu entkräften schienen, die Rolle des Zusammenspiels von natürlicher Zuchtwahl mit ungerichteten (zufälligen) Variationen in den späteren Auflagen der „Entstehung der Arten“ zugunsten solcher Faktoren wie der Vererbung erworbener Eigenschaften und des unmittelbaren, vererbaren Einflusses äußerer Bedingungen – also lamarckistischer Elemente – einschränkte, blieb Wallace ein konsequenter Vertreter der Anschauung, daß der entscheidende, ja einzige Faktor der Entwicklung die natürliche Auslese aus ungerichteten Variationen sei. Jonathan Miller schreibt völlig zu Recht: „Am Ende des Jahrhunderts gab es nur noch zwei wichtige Wissenschaftler, die bereit waren, ungeforderte Änderungen als Rohmaterial evolutionärer Veränderungen zu akzeptieren. Beide blieben dem Prinzip der natürlichen Auslese unerschütterlich treu: Alfred Russel Wallace und der deutsche Naturforscher August Weismann“ (13).

Wallace aber war entschiedener Theist und der Auffassung, daß der Mensch als „ein Wesen spiritueller Art“ bezeichnet werden müsse. Sein Gedanke war der, daß bestimmte geistige, moralische und musische Fähigkeiten des Menschen sich nicht ausschließlich aus dem erklären ließen, was der Kampf um's Dasein ausgelesen habe, der ja „kein Geschöpf über seine jeweiligen Bedürfnisse hinaus“ vervollkommne (14). In der Umwelt, in der der Mensch sich im Kampf um's Dasein, im Kampf gegen die Unbilden der Natur, gegen Tiere und auch gegen Seinesgleichen aus dem Tierreich zum Menschen entwickelt habe, hätten z. B. mathematische, musikalische oder andere künstlerische Fähigkeiten keinerlei Auslesewert gehabt, würden daher auch nicht durch die Zuchtwahllehre hinreichend erklärt.

Das bedeute nicht, daß die „Idee von einem ‚besonderen Schöpfungsakte‘“ für den Menschen der Wirklichkeit entspreche; vielmehr stünden dem handfeste Indizien entgegen (z. B. rudimentäre Organe des Menschen, Atavismen, das biogene-

tische Grundgesetz), und es sei mit dem Gedanken der Wahrheit unvereinbar, daß das alles „nur Täuschung“ sei und wir „zu grobem Irrtum verleitet“ würden (15). Es gebe unzweifelhaft nicht nur eine körperliche Entwicklung vom Tier zum Menschen, die sich natürlicher Zuchtwahl verdanke, sondern auch den „Beweis einer kontinuierlich fortschreitenden Entwicklung der intellektuellen und moralischen Fähigkeiten von den Tieren bis zu den Menschen“, nur dürfe man nicht der Täuschung und dem Irrtum verfallen, daß dies dasselbe sei „wie ein Nachweis, daß diese Eigenschaften durch die natürliche Zuchtwahl entwickelt seien“ (16). Zwar haben sich die intellektuellen, musischen und moralischen Fähigkeiten zugleich mit den körperlichen Fähigkeiten des Menschen entwickelt, aber nicht durch die gleiche Ursache der Auslese im Kampf um's Dasein. Im Hinblick auf „die geistigen und moralischen Eigenschaften des Menschen“ stellt Wallace daher „den Satz auf, daß ein bestimmter Teil derselben nicht bloß durch Variation und Zuchtwahl der Natur entstanden sein kann und daß daher irgend ein anderer Einfluß, ein anderes Gesetz oder Agens erforderlich ist, um einen Grund für ihr Auftreten zu geben“ (17).

Wir könnten heute vielleicht formulieren: Wallace war der Meinung, daß die Selektion für die Entwicklung des menschlichen Geistes zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung war. Er versucht das durch zwei Analogien zu veranschaulichen: In der Geologie habe man lange Zeit neben Hebung und Senkung des Landes den Einfluß von Wind, Frost, Regen, fließendem Wasser und der Meereswellen als Erklärung für die gesamte Gestaltung der Erdoberfläche für ausreichend gehalten, bis man entdeckte, „daß viele Erscheinungen – wie z. B. Moränen, viele Kieslager, der Geschiebemergel und -lehm, die erratischen Blöcke, die geritzten und rund gehobelten Felspartien und die alpinen Seebecken“ sich einer weiteren, zusätzlichen Kraft verdanken, nämlich den Einwirkungen der Eiszeit. „Es kam dabei keine Unterbrechung der Kontinuität, keine plötzliche Katastrophe vor; die Kältezeit kam und ging in der denkbar langsamsten, allmählichen Art und Weise, und ihre Wirkungen gingen oft ganz unmerklich in die der Verwitterung und Wegführung von Material in Folge von Landhebung über; aber nichtsdestotrotz trat die neue Kraft zu einer bestimmten Zeit auf und hatte neue Wirkungen, welche, obschon im Zusammenhang mit bereits bestehenden Wirkungen, doch nicht die nämliche Ursache wie diese hatten“ (18). Diese zusätzliche Kraft wirke so unmerklich in Kontinuität und Ergänzung der bisherigen Kräfte, daß es „wie bei einer Kurve“ sei, „in der sich ein Körper bewegt“,

auch dort werde ja „eine Änderung in der Richtung in Folge des Eintretens einer neuen Kraft in ihrem Entstehungspunkte noch nicht dem Auge bemerkbar“, sondern erst an einem Punkte, an dem diese neue Kraft schon etwas länger gewirkt hat (19).

Das sind interessante und nachdenkenswert Gedanken, die m. E. einer Weiterentwicklung und Modifizierung fähig sind, die sie mit Grundanliegen der modernen Entwicklungstheorien, z. B. deren methodischem Atheismus und deren Ablehnung jeglicher Art von Vitalismus, durchaus vereinbar machen. Denn diese Theorien ergänzen ja die klassischen Faktoren des Darwinismus ohnehin und stellen für den Menschen neben den rein biologischen Faktoren auch gesellschaftliche Bedingungen stärker in Rechnung. Und es ist und bleibt ja eine höchst bemerkenswerte Tatsache, daß die natürliche Entwicklung ein Lebewesen hervorgebracht hat, dessen Fähigkeit zur Erkenntnis des Makro- und des Mikrokosmos die Notwendigkeiten des Kampfes um's Dasein im Tier-Mensch-Übergangsfeld und der menschlichen Vor- und Frühgeschichte so enorm und staunenswert überragt (20), ein Lebewesen, das selbst seinem natürlichen Selbsterhaltungstrieb zum Trotz in so bewunderungswürdiger Weise zu Verzicht und Opfer um höherer Güter willen fähig ist, man denke z. B. nur an das Opfer eines Janusz Korczak. Zur Erklärung dafür reicht der Gedanke, daß die Evolution dem einzelnen eine Opferbereitschaft im Interesse der Erhaltung der Art usw. angezuechtet habe („inclusive fitness“), einfach nicht aus.

Damit soll gar nicht geleugnet sein, daß die intellektuellen, moralischen und musischen Fähigkeiten des Menschen bereits im Tierreich angelegt sein mögen und dort Vorstufen haben. Das macht – jedenfalls für den Christen – im Gegenteil deutlich, daß es sich beim Wahren, Guten und Schönen nicht nur um menschliche, rein subjektive Erfindungen handelt, sondern um etwas, was objektiv in der Schöpfung angelegt ist und vom Menschen gewissermaßen „gefunden“ wird, um es auf einen reinen Nenner zu bringen und ihm zu dienen und zu gehorchen.

In diesem Sinne schrieb Bernhard Bavink (1879–1947), der langjährige wissenschaftliche Leiter des Keplerbundes: „... die ‚Affenliebe‘ der Affenmütter ist sprichwörtlich. Nur eine törichte, die Natur entwertende und nur scheinbar religiöse Auffassung kann darin etwas Entwürdigendes finden, wenn wir uns dessen bewußt werden, daß Gatten- und Elternliebe bereits in der vormenschlichen Grundlage unseres Wesens verankert sind. Die Religion kann gar nichts Besseres tun, als sie gerade deshalb erst recht heilig halten, weil sie so tief

in der Natur verwurzelt sind. Das gleiche gilt auch für die sozialen Instinkte... Auch auf diesen Gebieten... hat dann nachträglich die ‚Heterogonie‘ (frei übersetzt: der Umschlag in ein Neues – H. H. J.) sich geltend gemacht: die zunächst rein triebmäßig befolgten Regeln des Verhaltens wurden zu ‚Grundsätzen‘ dadurch, daß sie ins Bewußtsein traten, und aus vielen solchen Grundsätzen wurde zuletzt ein moralischer Grundsatz an sich, das Gebot, das Gute zu tun und das Böse zu unterlassen“ (21).

Für Wallace ist selbst das, „was man gewöhnlich das ‚Übel‘ in der Welt nennt“, ein „Hauptfaktor“ des geistigen Wachstums der Menschheit: „Denn wir wissen, daß die edelsten Gaben des Menschen durch Kampf und Anstrengung gestärkt und vervollkommen werden. Durch den unablässigen Krieg gegen physische Übel und inmitten der Bedrängnisse und Gefahr sind die Tatkraft, der Mut, das Selbstvertrauen und der Fleiß zu gemeinsamen Eigenschaften“ der Menschheit geworden; und „durch den Kampf mit den moralischen Übeln in allen ihren hydraköpfigen Formen sind die noch edleren Eigenschaften, Gerechtigkeit, Erbarmen, Menschlichkeit und Selbstverleugnung hervorgerufen und noch beständig im Steigen. Wesen, welche so erzogen und durch die Außenwelt so gekräftigt sind, welche latente (verborgene – H.-H. J.) Anlagen einer so edlen Art besitzen, sind sicherlich für ein höheres, längeres Leben bestimmt“ (22). Und Wallace resümiert dann: „So finden wir denn, daß der Darwinismus, selbst wenn er bis zur letzten logischen Konsequenz fortgeführt wird, dem Glauben an eine spirituelle Seite der Natur des Menschen nicht nur nicht widerstreitet, sondern ihm vielmehr eine entscheidende Stütze bietet“ (23).

Vielleicht kann diese ideelle Perspektive der Entwicklungslehre, die hier der Mitentdecker der Bedeutung der natürlichen Auslese ungerichteter Mutationen im Kampf um's Dasein, A. R. Wallace, eröffnet, uns Christen ermutigen, uns ernsthaft auf die moderne Entwicklungslehre einzulassen, anstatt kurzschlüssig kreationistischen oder auch neovitalistischen Argumenten zu erliegen.

II. Abstammungslehre und Kreationismus

Es ist zweckmäßig, im Gedankengebäude Darwins die Abstammungslehre im engeren Sinne (auch Transmutationslehre, Deszendenztheorie, Evolutionslehre, Umbildungslehre genannt) und seine Zuchtwahllehre zu unterscheiden, auch wenn beides für Darwin durchaus organisch zusammengehört.

Mit der Abstammungslehre ist die von Darwin sehr überzeugend untermauerte Vorstellung gemeint, daß alle heute lebenden Pflanzen- und Tierarten auf dem Wege realer Abstammung voneinander sich von einigen wenigen Urformen bzw. auch nur einer einzigen herleiten, sich im Laufe von Millionen und Milliarden Jahren auf dem Wege der Fortpflanzung real „auseinanderentwickelt“ haben. (So ähnlich, wie alle heutigen Hunderassen — Dackel, Boxer, Windhunde, Schäferhunde usw. — von einem gemeinsamen Wolfsvorfahren abstammen.) Walter Zimmermann definiert: „Evolution ist eine Transformation der Organismen in Gestalt und Lebensweise, wodurch die Nachfahren andersartig als die Vorfahren werden“ (24). Oder Günther Osche formuliert noch zeitgemäßer: „Evolution ist ein Prozeß, der dazu führt, daß im Laufe der Generationsfolge die Arten (Spezies) abwandeln, d. h. andere und neue Arten entstehen. Die Artbildung (Speziation) ist daher ein zentraler Vorgang im Evolutionsgeschehen“ (25).

Darwin kommt das unbestreitbare Verdienst zu, diese Abstammung der Arten voneinander, die schon lange vor ihm als Vermutung und als Hypothese vertreten wurde, durch unterschiedliche Materialien, Beobachtungen und Schlußfolgerungen überzeugend begründet zu haben. Die Fachwissenschaftler seiner Zeit, die aus einer Reihe von Gründen seinen Hypothesen gegenüber zunächst sehr skeptisch gewesen waren und die Unveränderlichkeit der Arten als die wissenschaftlich auf festeren Füßen stehende Theorie angesehen hatten, machten sich innerhalb weniger Jahre die Überzeugung von der Abstammung der Arten in ihrer großen Mehrheit zu eigen. Das ist bis heute so geblieben, ja diese Auffassung der Entwicklung der Arten auseinander ist heute so fest und gut begründet, daß es nur ganz wenige Biologen gibt, die sie nicht teilen. „An der Tatsache, daß eine Evolution stattgefunden hat, bestehen ... im Kreise der Biologen nicht mehr die geringsten Zweifel. Nicht die Frage, ob es eine Evolution gibt, sondern nur wie sie im einzelnen verlief und welche Faktoren ihr zugrunde lagen und liegen, ist daher heutiger Gegenstand der Evolutionsforschung“ (26).

Daß überhaupt ein Widerspruch möglich ist, hängt damit zusammen, daß es bei der Evolution ja um einen naturhisto-

rischen Prozeß geht, dessen Zeiträume für den Menschen nicht direkt beobachtbar sind. „Für die Organismen-Evolution wird angegeben, daß z. B. bei der Klasse der Säugetiere die Entstehung einer Art 100 000 Jahre bis 1 Million Jahre gedauert hat, die Entstehung einer Gattung 1 bis 35 Millionen Jahre, einer Familie 10 bis 45 Millionen Jahre und einer Ordnung 35 bis 150 Millionen Jahre. Derartige Vorgänge lassen sich nicht dadurch erkennen, daß sie in der Gegenwart beobachtet werden“ (27).

Es sind also gewissermaßen Indizienbeweise, mit denen der Evolutionswissenschaftler arbeiten muß; und da gibt es äußerst handfeste Indizien, die kaum eine andere Deutung zulassen, aber auch schwächere Indizien, die sich anderen Deutungen einfügen ließen. Ganz wesentlich für die Beweisführung ist, daß zahlreiche Indizien sich gegenseitig ergänzen und stärken, miteinander zusammenpassen und aufeinander zulaufen (miteinander „konvergieren“). Dieser Konvergenzbeweis läßt sich mit einem dicken, verlässlichen Seil vergleichen, das ja auch aus einzelnen Fasern und Fäden besteht, die für sich genommen nicht tragfähig sind, aber durch ihr Zusammenwirken Zuverlässigkeit garantieren.

Wo einige Außenseiter, insbesondere aus den Reihen der Kreationisten, widersprechen, nehmen sie sich einzelne, schwächere Indizien vor, die sie „zerfasern“ bzw. in einen anderen Zusammenhang stellen, ohne jedoch — und das ist entscheidend — in der Lage zu sein, die Fülle der Fakten und Indizien ihrerseits auch nur einigermaßen überzeugend zu einer konvergierenden Gesamtanschauung „zusammenbinden“ zu können. Die Lage ist für sie — für jeden unbefangenen Beobachter — schlechterdings hoffnungslos. Die Abstammung ist eine heute bestens begründete Tatsache, auch wenn ihre Begründung — der Natur der Sache nach — den Charakter des konvergierenden Indizienbeweises nicht abstreifen kann.

Wenigstens an einem Beispiel soll verdeutlicht werden, daß selbst einzelne Indizien, relativ für sich genommen, ausgesprochen stark und überzeugend sind. Es geht um das in den letzten Jahren sehr bekannt gewordene Beispiel eines für den Stoffwechsel wichtigen Enzyms, also eines Biokatalysators, mit dem Namen „Cytochrom c“, das für die Sauerstoffaufnahme in der Zelle notwendig ist. (Es stehe hier auch für andere Enzyme, an denen ähnliche Verwandtschaftsverhältnisse deutlich werden.) Dieses Enzym besteht aus 104 verschiedenen Aminosäuren, deren Reihenfolge in den Strängen ohne Funktionsverlust an vielen Stellen auswechselbar ist. Das aber ist im Verlaufe der Evolution nun auch verschiedentlich geschehen. Im großen und ganzen ist der Bau dieses Enzyms bei

Mensch, Pferd, Kaninchen, Huhn, Thunfisch und sogar bei Backhefe gleich, aber an einigen wenigen Stellen weicht der Bau, die Reihenfolge der Aminosäuren, voneinander ab, und zwar — hier beginnt eine solche „Konvergenz“ — in dem Maße, wie diese Lebewesen nach unseren sonstigen Vorstellungen in der Abstammung voneinander entfernt sind (28).

Auch wenn wir von der Konvergenz der Positionen im Stammbaum mit der Zahl der Veränderungen absehen, ist diese Abweichung voneinander ein gutes Indiz für reale Verwandtschaft miteinander, für reale Abstammung voneinander. Denn wenn der Aufbau bei allen Lebewesen ganz identisch wäre, könnten die Kreationisten ja noch sagen: Gott habe denselben Bauplan eines solchen Enzyms bei seinen verschiedenen Geschöpfen verwendet, die Übereinstimmung des Bauplanes beweise nur ideelle Abstammung aus dem gleichen Schöpfungsgedanken Gottes, aber keine reale Abstammung voneinander. Da es aber zahlreiche, geringfügige Abweichungen voneinander gibt, die jedoch bezüglich der Arbeitsfähigkeit dieser Enzyme bedeutungslos sind, ist die Erklärung durch mutativ bedingte Veränderungen im Laufe der Abstammungsgeschichte äußerst naheliegend. Unterstellt man Gott eine absichtliche Änderung des Bauplans ohne ersichtlichen funktionellen Grund, käme das einer absichtlichen Täuschung der forschenden Menschheit durch Gott gleich. Ein absurder Gedanke!

Und das gilt nun auch für all die anderen vielen, vielen Indizien, die miteinander konvergierend dem wissenschaftlich geschulten Verstand den Rückschluß auf reale Abstammung so überaus zwingend nahelegen. Hätte sie nicht stattgefunden, Gott aber seinen Geschöpfen dennoch rudimentäre Organe und dergleichen anerschaffen, müßte man ihn der absichtlichen Täuschung und Irreführung zeihen. „Wer sich zu dem Glauben entschließt, Gott habe alle biologischen Arten einzeln in dem Zustand erschaffen, in dem wir sie heute sehen, sie aber so gestaltet, daß sie ausgerechnet zu dem Schluß verleiten, sie seien Erzeugnisse einer evolutiven Entwicklung, ist offensichtlich Argumenten nicht zugänglich. Alles, was man hier sagen kann, ist, daß dieser Glaube eine blinde Blasphemie ist, denn er schreibt Gott erschreckende Verirrungen (Irreführungen wäre wohl besser — H.-H. J.) zu“ (29).

Das Hauptmotiv der Kreationisten, sich der Abstammung zu verschließen und um jeden Preis nach Gründen zu suchen, die diese vielleicht doch noch widerlegen könnten, ist ihr längst durch gute, unwiderlegliche Gründe überholtes Bibelverständnis. Sie schwören auf den Buchstaben der Bibel. Wenn es z. B. 1. Mose 1, 24 heißt: „Dann sprach Gott: ‚Die Erde bringe alle

Arten lebender Wesen hervor, Vieh, Gewürm und wilde Tiere, jedes nach seiner Art!“, so steht damit für sie die Unveränderlichkeit der Arten fest.

Natürlich ist bereits diese Auslegung des Wortlautes der Bibel eine höchst unsichere Angelegenheit. Denn wo steht geschrieben, daß die Wendung „jedes nach seiner Art“ sich auf unseren heutigen, wissenschaftlichen Artbegriff bezieht und wirklich auf eine evolutive Unveränderlichkeit der Arten zielt? Man kann den Text ja auch so interpretieren, daß die Erde einen Prozeß in Gang setzen solle, an dessen Ende dann verschiedene, voneinander zu unterscheidende Lebewesen stehen sollen, ohne daß bei diesem Prozeß, über den ja nichts weiter gesagt ist, eine Abstammung voneinander ausgeschlossen wäre. Aber solche Einwände wären im Grunde die gleiche, unmögliche Art der Bibelauslegung, wie sie die Kreationisten praktizieren.

Eine lange Geschichte der Bibelerforschung und Bibelauslegung hat vielmehr deutlich gezeigt, daß jedes Pochen auf den Buchstaben der Bibel, jede Auffassung, die ihr zuverlässige Auskünfte über naturwissenschaftlich oder auch historisch zu erforschende Sachverhalte zuschreibt, dem wahren Charakter der Bibel nicht gerecht wird, ja zu Absurditäten führt. Das war schon den Theologen der Alten Kirche klar, die deshalb die Methode der Allegorese einführten, d. h. eine Bibelauslegung, die nach einem tieferen Sinn suchte, der hinter der vordergründigen, buchstäblichen Aussage stehe. Als man nach dem Bekanntwerden eines bedeutenden Werkes von Ptolemäus um 150 n. Chr., einzusehen begann, daß die Erde eine Kugel sei und nicht, wie in der Bibel an etlichen Stellen vorausgesetzt, eine Scheibe oder dergleichen, wurde bereits erkannt, daß es nicht sinnvoll ist, sich in Weltbildfragen auf den Buchstaben der Bibel zu versteifen. Das hat denn auch z. B. ein so bedeutender Theologe wie Augustin (354—430) verschiedentlich deutlich ausgesprochen. Als dann Kopernikus, Galilei und Kepler bewiesen, daß sich nicht die Sonne um die Erde, sondern die Erde um die Sonne bewegt, wurde es vollends deutlich, daß die Bibel kein Naturkundebuch ist (30).

Überdies gibt die Bibel ja auch ganz unterschiedliche Vorstellungen über den Verlauf z. B. der Schöpfung der Lebewesen und des Menschen wieder. Nach 1. Mose 1 erschafft Gott zuerst die Tiere und dann ein Menschenpaar, nach 1. Mose 2 zuerst Adam, dann die Tiere, und erst nachdem Adam erkannt hat, daß die Tiere ihm keine gleichwertigen Partner zu sein vermögen, Eva aus der Rippe Adams. Das ist eine sehr tief sinnige Aussage, die aber — wörtlich genommen — im un-

überbrückbaren Gegensatz zu 1. Mose 1 steht, also selbst eine überdeutliche Warntafel vor dem Pochen auf den Buchstaben der Bibel darstellt.

Heute ist für jeden ganz klar, der ohne Scheuklappen und Vorurteile an die Bibel herangeht: „Man kann die Bibel entweder ernst nehmen oder wörtlich, beides zusammen geht nicht.“ Das zu leugnen ist nicht etwa besonders fromm, sondern ausgesprochen unförmig; denn man weigert sich dann ja, den gottgegebenen Verstand zu gebrauchen, und unterstellt der Bibel einen Charakter, den sie nun einmal nach Gottes Willen schlechterdings nicht hat. Wer die Erkenntnisse der historisch-kritischen Bibelforschung leugnet, will es besser wissen, als Gott es nun einmal gefügt hat.

Gewiß, die Sehnsucht nach einer festen Autorität ist in mancher Hinsicht verständlich. Aber es ist wohl auch leicht einzusehen, daß es keineswegs gut, sondern ausgesprochen mißlich wäre, wenn Gott einerseits zwar eine vieltausendjährige Geschichte mit gewaltigen Veränderungen der Lebensbedingungen und einem immensen Erkenntnisfortschritt gewollt hat, andererseits dann aber den Menschen an den Buchstaben eines Buches gebunden hätte, das über die Jahrtausende hinweg in Fragen des Weltbildes ein unveränderlich bindendes Gesetz sein sollte. Nein: „Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig“ (2. Kor. 3, 6). Wer das vergißt oder vernachlässigt, gibt den Bibel- und den Gottesglauben letztlich der Lächerlichkeit preis und zerstört ihn auf die Dauer unweigerlich bei denen, die solchen blinden Blindenführern folgen.

Es wurde bereits deutlich, daß m. E. Darwin das Opfer eines solchen Buchstabenglaubens wurde, wie er ihm in Fitzroy begegnete. Dabei mußte es Fitzroy damals noch nicht unbedingt besser wissen, zumal Darwin der ausgebildete Theologe war und nicht Fitzroy. Die Fitzroys von heute aber sind objektiv unentschuldigbar, wenn man auch bei manchen psychologisch verstehen und damit subjektiv entschuldigen kann, wie sie zu ihren verhärteten Positionen gekommen sind. Aber das entbindet den Theologen unserer Zeit – in seiner Verantwortung vor Gott – nicht davon, deutliche Worte zu dem objektiv unförmigen Unfug des Kreationismus zu sagen.

Ich kann nur nachdrücklich wiederholen, was ich schon 1984 in meiner kleinen Schrift „Ja zum modernen Weltbild“ geschrieben habe: Wer angesichts der überwältigenden Indizien für eine realhistorische Abstammung der Arten voneinander, noch immer „die Evolution leugnet, muß Gott schon der absichtlichen Täuschung der Menschheit in zigfacher Hinsicht beschuldigen und damit aus Gott einen Lügner machen, d. h. den Gottesbegriff auflösen“ (31). Der Theologe Joachim

Track schreibt: „Wo die Evolutionstheorie als bewährtes Wissen angenommen wird, lehrt sie den Glauben, zu unterscheiden zwischen geschichtsgebundener Ausdrucksform und der Intention biblischer Berichte über die Schöpfung und Gottes Handeln. Nicht jenseits von Zeitbedingtheit, von Weltbildern und Vorstellung vom Menschen, sondern in diesen Vorstellungen spricht sich der Glaube aus. Christen tun darum weder sich noch Gott einen Gefallen, wenn sie die Wahrheit des Glaubens mit seiner zeitgebundenen Ausdrucksform schlichtweg identifizieren, anstatt sie als eine lebendige Wahrheit zu begreifen, die immer wieder neu entdeckt werden will“ (32).

Es sollte auch nicht vergessen werden, daß der amerikanische Fundamentalismus, der in diesem Jahrzehnt in verschiedenen Bundesstaaten der USA Prozesse führte, um seinen antievolutionistischen Auffassungen Gleichberechtigung in den Lehrplänen der Schulen zu erkämpfen, aufs allerengste mit der politischen Rechten in den Vereinigten Staaten liiert ist. Der Chicagoer Theologe Langdon Gilkey (geb. 1919), der diese „Debatte über die Schöpfung“ analysiert hat, stellt fest, „daß in Nordamerika aggressive konservative und fundamentalistische Formen des Christentums eine ernstzunehmende gesellschaftliche Wirklichkeit sind und sich dort aktiver, einflußreicher und vielleicht auch wohl bedrohlicher zeigen, als das jenseits des Atlantik der Fall ist.“

Über die politische Zugehörigkeit dieses kreationistischen Fundamentalismus läßt er keinen Zweifel aufkommen: „Amerika steht trotz seines Stolzes auf seinen Pragmatismus mit schöner Regelmäßigkeit an der Schwelle einer gefährlichen ideologischen Herrschaft der Rechten“ (33). M. E. ist die völlig irrationale und unwissenschaftliche Behauptung der sogenannten „moralischen Mehrheit“, als die sich die Fundamentalisten in den USA bezeichnen, daß die Evolutionswissenschaft „die Quelle der meisten Übel unserer Geschichte sei: Ursache des Kommunismus, Relativismus, Liberalismus, ja schließlich auch solcher Übel wie der Homosexualität, des Equal Rights Amendment (ERA; Bewegung für volle Gleichberechtigung der Frauen – H.-H. J.), der Vereinten Nationen und des Nationalen Kirchenrates“ (34), sogar die primäre Motivation für diesen Kreationismus. Ich verweise dafür auf meine Analyse in „Naturerkenntnis – Sünde oder Gottesauftrag?“ (35).

Nachzutragen ist, daß sich eine „Versöhnung“ zwischen Abstammungslehre und Gottesglauben verschiedentlich bereits vor Darwin angebahnt hatte. Vor allem muß das 1844 anonym erschienene Buch des schottischen Verlagsbuchhändlers Robert

Chambers (1802–1871) „Spuren der Naturgeschichte der Schöpfung“ erwähnt werden, das man „eine fromme Lesart Lamarcks“ genannt hat und das bis 1859, dem Jahr des Erscheinens von Darwins „Entstehung der Arten“, schon zehn Auflagen erlebt hatte, in immerhin 24 000 Exemplaren verkauft war und heiß diskutiert wurde. Es vertrat – unter Berufung auf fossile Funde – eine vollständige Abstammungslehre der Lebewesen voneinander, einschließlich einer Abstammung des Menschen von tierischen Vorfahren. Der Botaniker Ernst Krause (1839–1903) schrieb über Chambers: „Da der Verfasser von niederen Formen ausging, denen der Schöpfer das Vermögen eingepflanzt hätte, sich zu höheren Formen zu entwickeln, so erregte das Buch bei der englischen Orthodoxie auffallend wenig Anstoß“ (36); wenschon nachzutragen ist, daß die Einbeziehung des Menschen schon als recht anstößig empfunden wurde (37).

Schon viel früher hatten verständlicherweise gerade Theologen wenigstens so etwas wie Teilabstammungen von Arten untereinander postuliert. Denn die großen Entdeckungsreisen seit 1492, als Kolumbus Kuba und Haiti erreichte, machten viele bis dahin unbekannte Tierarten bekannt, so daß sich die Frage stellte, ob sie denn eigentlich alle in der Arche des Noah hätten Platz finden können. Und „man fand folgenden Ausweg: Vor der Sintflut existierten noch gar nicht alle Tierspezies, die wir jetzt kennen, sondern es gab nur eine beschränkte Anzahl von Hauptformen. Erst nach der Sintflut hätten sich aus diesen Hauptformen die heute bekannten Arten gebildet, ähnlich wie sich die vielen domestizierten Kulturformen aus wenigen Ursprungsarten gebildet hätten“ (38). So etwa die Theorie des Mönches Johann Buteo in seinem Buch „Über die Arche Noah, ihre Form und ihre Fassungskraft“ aus dem Jahre 1559, der zahlreiche Nachfolger fand; denn z. B. nach der Erforschung Australiens verschärfte sich ja das Problem.

Diese Lehre von der sogenannten sekundären Schöpfung geht übrigens schon auf Basilius den Großen (etwa 330 bis 379) und Augustin (354–430) zurück. „Man sieht, daß hier Theologen (also Nicht-Biologen) ohne weiteres eine Deszendenz bei den Wildformen annehmen und zur Begründung ihrer Annahme auf die Haustiere verweisen... Die Kirche hatte gegen die genannten Erklärungen, die zum Ziel hatten, die biologischen Tatsachen und die Worte der Bibel miteinander zu vereinen, nichts einzuwenden. Man konnte also damals ungefährdet diesem – allerdings sehr eingeschränkten – Deszendenzgedanken nachgehen“ (39).

Um ein letztes Mal auf Kapitän Fitzroy zurückzukommen, sei darauf hingewiesen, daß es natürlich auch ein theologisches

Problem war, wenn man auf Fossilien ausgestorbener, heute unbekannter Tierarten stieß. Warum waren sie ausgestorben? Für eine fossile Art, das Mastodon, löste Fitzroy das Problem auf seine Weise. Er errechnete, daß die Tür der Arche für diese Art zu klein gewesen war. Das arme Tier mußte draußenbleiben und ersaufen. Aber wer – so müssen wir fragen – trägt hierfür die Verantwortung? Gott selbst hatte doch, nach der Bibel, Noah die Maße der Arche angegeben. Hatte er das Mastodon dabei vergessen oder wollte er, daß es unterging? Das stünde allerdings zu dem Befehl, von allen Tieren Exemplare an Bord zu nehmen, in Widerspruch. Und warum bestrafte er das doch zu keiner Sünde fähige Geschöpf?

Das sind Scherzfragen mit ernstem Hintergrund. Denn sie machen noch einmal deutlich, daß ein am Buchstaben der Bibel klebender Kreationismus, zu-Ende-gedacht, zu einem fragwürdigen Gottesbild führt. Es ist ein Ausweis der Dynamik, Lebensfähigkeit und inneren Wahrheit des Christentums, daß es – im Unterschied zu einigen anderen Religionen, die sich von einem buchstäblichen Verständnis ihrer heiligen Bücher nicht befreien können – in der Lage war und ist, den Glauben an Gott jeweils mit dem Wissen der Zeit zum Ausgleich zu bringen, wovon die Theologiegeschichte ein eindruckliches Zeugnis ablegt. Ja, der monotheistische Schöpfungsglaube hat für die Weiterentwicklung und den Fortschritt der Naturwissenschaften entscheidende Impulse vermittelt (40).

III. Faktorenfrage und christlicher Glaube

Viel interessanter und vor allem auch weltanschaulich-religiös wesentlich bedeutsamer als der im Grunde längst definitiv entschiedene Streit über die Abstammung der Lebewesen voneinander ist die Frage, wie die Evolution im einzelnen verlaufen ist, und vor allem, welches ihre Ursachen waren und sind, welchen Faktoren sie sich verdankt. Freilich reichen weder der mir zur Verfügung stehende Platz noch meine Kompetenz dazu aus, diesen interessanten Fragen im einzelnen nachzugehen. Ich beschränke mich daher bewußt — mit der notwendigen Konzentration und auch Vereinfachung — darauf, die weltanschaulichen Konsequenzen der modernen Evolutionstheorie zu diskutieren.

Als Ausgangspunkt kann man dafür den lapidaren Satz von Friedrich Engels in seinem Brief vom 11. oder 12. Dezember 1859 an Karl Marx nehmen, daß Darwin die „Teleologie“ „kaputt gemacht“ habe (41). Gemeint ist hier die Vorstellung, daß der erstaunlichen Angepaßtheit der Lebewesen an ihre Lebensbedingungen und ihre Umwelt ein göttlicher Schöpfungsplan zugrunde liegen müsse. Natürlich hat Darwins Evolutionslehre nicht die Tatsache außer Kraft gesetzt, daß sich bei den Lebewesen in Bau, Funktionsweise und auch im Verhalten eine oft wirklich staunenerregende Hinordnung und Zuordnung auf ihre Lebensbedingungen beobachten läßt, sich in diesem Sinne also eine erstaunliche Zweckmäßigkeit und Ordnung zeigen. Man denke beispielsweise an die raffinierte Art, mit der Fledermäuse mittels Echoortung ihre Beute ausmachen. In diesem Sinne hat Darwin die Teleologie nicht kaputt gemacht, sondern im Gegenteil bestätigt und zu einem wichtigen Ausgangspunkt seiner Überlegungen gemacht. Er hatte während seines Theologiestudiums seinen William Paley und dessen „Natürliche Theologie“ nicht umsonst überaus gründlich gelesen (42). Die heutige Biologie nennt diesen rein faktisch festzustellenden Passungscharakter der Organismen, ihre Zweckmäßigkeit für ihre Lebensweise im bewußten Unterschied zur Teleologie „Teleonomie“.

Wenn Engels dennoch sagt, Darwin habe die Teleologie kaputt gemacht, so meint er eben, Darwin habe durch den Gedanken, daß die natürliche Auslese im sogenannten Kampf um's Dasein aus den ungerichteten, ziellosen Variationen bzw. Mutationen das Passende „ausgesiebt“ habe — so wie der menschliche Züchter das ihm Passende aus dem Angebot der Natur zu weiterer Vermehrung auswählt —, Gott als den planenden Züchter überflüssig gemacht. Die Natur wählt aus ihren Angeboten selbst aus, es bedarf gar keines planenden

Züchters, ein nicht bewußter, nicht denkender Faktor, nämlich die sich aus der Überproduktion der Lebewesen ergebende „Auslese“ im Kampf um's Dasein, besorgt das, was bei den Haustieren und Kulturpflanzen der Mensch besorgt.

Natürlich erhebt sich hier die Frage — und das ist eine Frage der Gottesvorstellung und nicht der Biologie —, warum Gott denn nicht einen so überaus zweckmäßigen Mechanismus wie den der natürlichen Zuchtwahl bewußt als ein Mittel eingesetzt haben sollte, um das Leben auf der Erde dem ständigen Wandel der Umweltbedingungen anzupassen und sich bis in die letzten ihm möglichen Nischen hinein entfalten zu lassen. Das ist doch ein geradezu genialer Mechanismus!

Wenn die Lebensbedingungen auf der Erde einem ständigen Wechsel unterworfen sind, wäre es geradezu töricht, ein für allemal fertige Lebewesen auf sie zu setzen. Es ist dann in der Tat viel zweckmäßiger, ihnen einen Erbmechanismus zu geben, der für das Vorhandensein ungerichteter, zielloser Mutationen sorgt, damit dann bei den unterschiedlichsten Änderungen der Lebensbedingungen immer im sogenannten Genpool einer Art auch solche Angebote bereit stehen, die den neuen Erfordernissen entsprechen und sich bietende Gelegenheiten — sogenannte ökologische Nischen — ausnutzen. Ein Evolutionstheoretiker hat das Vorhandensein ungerichteter, dem Zufall überlassener Mutationen im Genpool einer Art mit dem Feuchthalten des Tones verglichen, der ja sonst seine Formbarkeit und Anpassungsfähigkeit verlieren würde. Dieser Vergleich macht deutlich, daß ein Entwicklungsmechanismus, der sich zufälliger, nichtgerichteter Mutationen bedient, ausgesprochen zweckmäßig und sinnvoll ist. Wieso spricht er also gegen Gott?

Im Gegenteil, diese Vorstellung von Gottes schöpferischer Art entschärft einen Einwand, der sich dann erhebt, wenn man Gott unmittelbar und direkt den Bauplan jedes einzelnen Lebewesens entwerfen und bewirken läßt: die doch auch an ihnen zu beobachtenden Unzweckmäßigkeiten oder gar Zweckwidrigkeiten, die Ernst Haeckel als „Dysteleologien“ bezeichnete, z. B. die gefährliche Lage von Luft- und Speiseröhre zueinander. Die natürliche Zuchtwahl ist eben keineswegs „allmächtig“, sondern muß immer bei dem ansetzen, was sich bis dahin an Strukturen entwickelt hat, um es auf dem Wege ungerichteter Mutationen weiterzuentwickeln. Dabei geht es ohne „Kompromisse“ nicht ab (43).

Trotzdem ist und bleibt der ganze Mechanismus erstaunlich leistungsfähig und zweckmäßig, insofern also durchaus einer göttlichen Schöpfung angemessen und würdig; aber es ist aus dem Funktionieren dieses Mechanismus heraus einleuchtend,

daß die Lebewesen — trotz ihrer oft so bewunderungswürdigen Angepaßtheit — auch in mancher Hinsicht „Kompromißcharakter“ tragen müssen. Für die dabei auftretenden Zweckwidrigkeiten ist Gott nun nicht mehr direkt und unmittelbar „verantwortlich“ zu machen, was in der Tat seine Weisheit und Güte infrage stellen würde.

Bleibt die Frage, warum Gott sich ausgerechnet eines so „grausamen“ Mittels wie des Kampfes um's Dasein als entscheidendem Entwicklungsfaktor bedient. Darauf gibt es zwei Antworten. Zunächst einmal hat die moderne Entwicklungslehre gezeigt, daß Auslese im Kampf um's Dasein gar nicht primär einen „Kampf auf Leben und Tod“ zwischen den einzelnen Individuen einer Art oder unterschiedlicher Arten bedingt, sondern zuerst und vor allem darin besteht, daß ein bestimmter Genotyp sich im Genpool einer Art überdurchschnittlich vermehrt (44). Dabei kommt hinzu, daß die Verträglichkeit einer Mutation mit den sonstigen Strukturen eines Organismus nur in den allerwenigsten Fällen erst am äußeren Bild des Individuums ausprobiert, sondern in aller Regel zunächst innerhalb der Keimzelle geprüft wird. Die allermeisten schädlichen Mutationen kommen daher gar nicht erst zur Auswirkung. Ausnahmen, z. B. einige Erbkrankheiten des Menschen, bestätigen die Regel.

Und was die Vorstellung vom „blutigen, grausamen Kampf um's Dasein“ betrifft, so hat bereits A. R. Wallace sehr energisch darauf verwiesen, daß sie weithin schlicht und einfach an der Realität der Natur vorbeigeht. Wegen der Wichtigkeit dieser Frage — der Schluß von den Übeln der Welt gegen Gott ist m. E. das wirksamste Motiv des Atheismus — sei Wallace etwas länger referiert: Wallace weist nun zunächst darauf hin, daß die Tiere nicht um ihren bevorstehenden Tod wissen, ganz im Unterschied zum Menschen. „Dieser Umstand bewirkt wahrscheinlich, daß sie sich fortwährend ihres Lebens freuen, da ihre stete Wachsamkeit gegen Gefahren und selbst ihre Flucht vor Feinden zu einer erfreulichen Entfaltung ihrer Kräfte und Fähigkeiten wird, welche nicht durch Todesangst vergällt ist. Ferner ist es sicher, daß ein gewaltsamer Tod, wenn er rasch genug eintritt, verhältnismäßig leicht und schmerzfrei ist.“ Das sei er sogar beim Menschen mit seinem hoch entwickelten Nervensystem. Wallace verweist dafür auf die Schilderung der Erlebnisse des bekannten Afrikaforschers Livingstone bei einem Löwenüberfall, dem er in letzter Sekunde entrannte, und eines Wissenschaftlers, der bei einer Matterhorn-Expedition abstürzte: „Wir dürfen daher mit Fug und Recht den Schluß ziehen, daß der Tod, wenn er durch eine gewaltsame Ursache erfolgt, so leicht und schmerzlos ist, wie

er es nur sein kann, und dies ist sicher der Fall, wenn ein Tier von einem Raubtier ergriffen wird.“ Wallace meint dann, daß auch der Erfrierungstod eines Tieres ein sanftes Ende sei und selbst der Hungertod der Tiere keineswegs notwendig mit Schmerz verbunden sein müsse, abgesehen davon, daß geschwächte Tiere häufig einem Feind zur Beute fielen.

Dann fährt er fort: „Wir wollen nun die Lebensfreuden der Tiere betrachten. In der Regel kommen sie zu einer Jahreszeit, wo das Futter reichlich vorhanden und das Klima angenehm ist, ... zur Welt. Sie wachsen kräftig heran ... , und wenn sie ausgewachsen sind, so ist ihr Leben ein beständiger Wechsel gesunder Bewegung und Erregung mit guter Ruhe. Das fortwährende Suchen des täglichen Futters nimmt ihre Tätigkeiten vollkommen in Anspruch und übt jeden Teil ihres Körpers, während diese Übung zugleich der Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse dient. Wir müssen daraus folgern, daß die Tiere im Allgemeinen alle das Glück genießen, das sie zu fühlen fähig sind.“ Im Unterschied zum Menschen kennen sie keine langen, unter Umständen das ganze Leben währenden Perioden des Krankseins und all den Ärger und Schmerz, der aus den gesellschaftlichen Bedingungen der Menschen erwächst. „Erkrankung und das, was bei den Tieren der Armut entspricht, nämlich längeres Hungern, hat bald einen von ihnen nicht vorhergesehenen und fast schmerzfreien Tod zur Folge.“

„So wird des Dichters Schilderung der ‚Natur, mit Zahn und Klaue, rot gefärbt von Mord‘ ein Bild von Übeln, welche die Phantasie in sie hineinlegt; die Wirklichkeit besteht aus vollem frohem Leben, das meist durch die schnellste Art des Sterbens endet. Im allgemeinen dürfen wir es also aussprechen, daß die Vorstellung vom Kampf um's Dasein, wie sie gang und gäbe ist und welche die Tierwelt als erfüllt von lauter Elend und Pein ausmalt, dem Gegenteil der Wirklichkeit entspricht. Was diese hervorbringt, ist die größtmögliche Summe von Leben und Lebensfreuden und die möglichst geringe von Leid und Schmerz. Gibt man einmal die Notwendigkeit des Todes und der Fortpflanzung zu — und ohne diese gäbe es überhaupt keine fortschreitende Entwicklung der organischen Welt —, so ist es schwer, sogar in Gedanken ein System zu schaffen, durch welches ein größeres Maß an Glück und Freude hätte hergestellt werden können“ (45).

Wie Wallace sich mit einer Interpretation des „Kampfes um's Dasein“ im Sinne eines Theodizee-Atheismus kritisch auseinandersetzt, so ist es auch notwendig, dem politischen Mißbrauch des „Kampfes um's Dasein“ im Sinne des Sozialdarwinismus entgegenzutreten. Wenn der deutsche Faschis-

mus seine Entstehung auch primär wirtschaftlichen und politischen Bedingungen verdankt, so war seine Ideologie jedoch eindeutig sozialdarwinistisch. So erklärte Hitler noch am 22. Juni 1944, als die Folgen seiner verbrecherischen und unmenschlichen Politik offen vor Augen lagen, vor Offiziersanwärtern: „Die Natur lehrt uns bei jedem Blick in ihr Walten, daß... das Prinzip der Auslese sie beherrscht, daß der Stärkere Sieger bleibt und der Schwächere unterliegt. Sie lehrt uns, daß das, was den Menschen dabei oft als Grausamkeit erscheint, weil er selbst betroffen ist oder weil er durch seine Erziehung sich von den Gesetzen der Natur abgewandt hat, im Grunde doch notwendig ist, um eine Höherentwicklung der Lebewesen herbeizuführen... Der Krieg ist also das unabänderliche Gesetz des ganzen Lebens, die Voraussetzung für die natürliche Auslese des Stärkeren und zugleich der Vorgang der Beseitigung des Schwächeren. Das, was dem Menschen dabei als grausam erscheint, ist vom Standpunkt der Natur aus selbstverständlich... Ein Wesen auf dieser Erde wie der Mensch kann sich nicht dem Gesetz entziehen, das für alle anderen Wesen auch gültig ist... Seit es Wesen auf dieser Erde gibt, ist der Kampf das Unvermeidliche“ (46).

Daß eine solche Interpretation des Krieges vom biologischen Standpunkt aus blanker Unsinn ist, hat u. a. der Charite-Mediziner Prof. Dr. Georg Friedrich Nicolai (1874–1964) inmitten des ersten Weltkrieges in seinen Vorlesungen zur „Biologie des Krieges“ deutlich aufgezeigt. Er wurde dafür schikaniert, verfolgt und sogar noch 1920 – unter maßgeblicher Mitwirkung des Senats der Universität – seines Lehramtes endgültig beraubt (47). Vor allem aber hat bereits Friedrich Engels gezeigt, daß eben für den Menschen nicht ungebrochen die Gesetze des Tierreiches gelten. Für ihn ist eine Verewigung des Kampfes um's Dasein nicht das entscheidende Mittel zum weiteren Fortschritt. In seinem Brief an Pjotr Lawrowitsch vom 12.–17. November 1875 schrieb er z. B.: „Der wesentliche Unterschied der menschlichen von der tierischen Gesellschaft ist der, daß die Tiere höchstens sammeln, während die Menschen produzieren. Dieser einzige, aber kapitale Unterschied allein macht es unmöglich, Gesetze der tierischen Gesellschaft ohne weiteres auf menschliche zu beziehen“ (48).

Der Berliner Anatom Oscar Hertwig (1849–1922) schrieb bereits während des ersten Weltkrieges von den „zwei Weltanschauungen... die kaltherzige, auf eingebildeter Naturwissenschaft beruhende Anschauung der Manchesterleute und der Sozialdarwinianer und die in Jahrtausendem schon gepflegte, in allen Wechselfällen der Geschichte sich immer neu

belebende, christlich humane, soziale Weltanschauung... Was aus einem Menschen wird, hängt nicht nur von seiner angeborenen Anlage, sondern ebensogut auch von den sozialen Bedingungen ab, unter denen er aufwächst und wohnt, unter denen er Arbeit suchen, sein Leben fristen, eine Familie begründen muß... Darum bietet die innere Organisation der menschlichen Gemeinschaft ein ebenso weites Feld für eine glücklichere Zukunft und weitere Veredelung der Menschheit, als die Verbesserung der äußeren Faktoren des Daseins durch vollkommene Beherrschung der Naturkräfte und durch Vermehrung des äußeren Reichtums der Nationen“ (49).

Wie aber steht es nun, wenn doch richtungslose Mutationen und dann die opportunistische, bestmögliche Anpassung an gerade bestehende Lebensbedingungen durch natürliche Zuchtwahl die Richtung der Evolution bestimmen, um den Menschen als Ebenbild Gottes? Wie, wenn die Evolution nun gar nicht so weit gekommen wäre, ihn hervorzubringen? Manche Evolutionstheoretiker betonen sehr nachdrücklich, der Mensch sei „nicht geplant“, „nicht gewollt“, „nicht vorhergesehen“ gewesen und ein nur dank einer Reihe unwahrscheinlicher „Zufälle“ entstandenen Wesen. Ob Geschöpfe wie Fliegen und Flundern und Fasane in der Evolution entstehen, mag man ja getrost dem „Zufall“ überlassen, aber die Frage von Sein oder Nichtsein des Menschen hat doch eine andere theologische Qualität.

Zunächst sind hier zwei Probleme zu unterscheiden, die bisweilen nicht genügend deutlich auseinandergehalten werden und dadurch Verwirrung stiften. Ganz sicher stellt es sich für die modernen, wissenschaftlichen Evolutionstheorien so dar, daß der Mensch in der Erscheinungsform, wie er nun einmal existiert, ausgesprochenermaßen „zufällig“ ist. „Zufällig“ heißt in diesem Zusammenhang, daß es nach der Entstehung des Lebens und auch noch in dessen wesentlich späteren Entwicklungsstadien – aus dem Blickwinkel eines intelligenten Beobachters mit unserem heutigen Wissen über die Gesetze und Faktoren, die Evolution vorantreiben – keineswegs voraussehbar gewesen wäre, daß der Mensch durch die Evolution „herausgezüchtet“ wird. Der Mensch – so wie wir ihn kennen – ist kein notwendiges, durch eine unveränderliche Gesetzmäßigkeit bedingtes Ergebnis der Entwicklung, denn die Mutationen sind ja richtungslos und auch die richtende Auslese ist ja ebenfalls durch mannigfache Zufallselemente bestimmt.

Nun heißt „zufällig“ ja keineswegs ursachlos. „Zufall“ wird heute gern als das Zusammentreffen zweier Kausalreihen definiert die ihrerseits nicht mit Notwendigkeit kausal verknüpft

sind. (Daß der Eiszapfen sich von der Dachrinne löst und herunterfällt, ist kausal bedingt; daß jemand am Hause vorbeigeht, hat auch seine Gründe. Aber kein Gesetz bedingt, daß diese beiden jeweils kausal bedingten Ereignisse sich zu einem bestimmten Zeitpunkt kreuzen; sie schaffen vielmehr zufällig ein ganz neues, unvorhergesehenes Ereignis, das damit aber nicht ursachlos ist.)

Ein solches „zufälliges“ Ereignis im Sinne menschlicher Naturerkenntnis muß sich deswegen nicht auch göttlichem Vorherwissen entziehen. Vielleicht wußte Gott doch um das „zufällige“ Entstehen des Menschen, auch wenn sein Kommen durch kein Naturgesetz erzwungen wurde. Aussagen bezüglich des Menschen wie „nicht geplant“, „nicht vorhergesehen“ usw. sind sinnvoll nur im Bezugshorizont biologischer Vorhersage; sie sind hingegen unbegründbar, wenn sie sich auf Gott beziehen wollen und sollen. „Nicht vorhergesehen“ müßte korrekt heißen: von einem gedachten menschlichen Beobachter aus „nicht vorhersehbar“.

Viel wesentlicher scheint mir ein anderes Argument. So gewiß es für Biologen ist, daß der heutige Mensch sich in seinem Körperbau und Aussehen, seinen Organen und Funktionen usw. zahlreichen zufälligen Faktoren verdankt, also bei anderen „Zufällen“ erheblich anders aussehen könnte (vielleicht wie die Phantasiebilder utopischer Romane und Filme von Bewohnern anderer Planeten), so umstritten ist die Frage, ob es nicht doch so etwas wie einen naturgesetzlichen Zwang zur Evolution immer komplexerer Strukturen und Organisationen gibt, der dazu führt, daß irgendwo – wenn nicht auf unserer Erde, dann auf einem anderen Planeten, vielleicht in einer anderen Galaxie – und irgendwann Wesen entstehen, die in der Lage sind, die objektive Realität, die Naturgesetze und Naturgegebenheiten, zu erkennen und so – als Gottes Ebenbilder – dem Schöpfer seine Schöpfungsgedanken nachzudenken und in ein dialogisches Verhältnis zu ihm zu treten. Manche verneinen eine solche Notwendigkeit, andere, wie z. B. der Physiker und Molekularbiologe Carsten Bresch, führen Gründe für ihre Vermutung an, daß die uns bekannten Naturgesetze den Zufall so stark einschränken, bzw. kanalisieren, daß – in kosmischer Dimension gesehen – die Entwicklung intelligenter Wesen als äußerst wahrscheinlich, wenn nicht als notwendig angesehen werden muß (50).

Schließlich muß bedacht werden, daß ein in bestimmte Strukturen eingebundener Zufall recht leistungsfähig, sinnvoll und zweckmäßig sein und im Dienste von Absicht und Ziel stehen kann. Die Schrotflinte ist dafür ein bekanntes Beispiel. Wie ich in „Ja zum modernen Weltbild“ (51) ausführlicher dar-

legen konnte, bleibt diese Frage, ob sich höheres organisches Leben mit Notwendigkeit entwickelt, wohl solange für uns unentscheidbar, wie wir nicht wenigstens die Entwicklung von Leben auf einem anderen Planeten kennen. Erst der Vergleich würde gestatten, den jeweiligen Anteil von Notwendigkeit und Zufall innerhalb der biologischen Entwicklung etwas präziser und weniger spekulativ zu bestimmen.

Theologisch bedeutsam und wichtig ist nun, daß für das jüdisch-christliche Gottesverständnis beide Momente konstitutiv und unerlässlich sind: zum einen die naturgesetzliche Notwendigkeit als Ausdruck von Gottes Weisheit und Macht, zum zweiten der Zufall, die Unableitbarkeit aus Naturgesetzen, als Ausdruck von Gottes Freiheit wie auch der Freiheit, die er seiner als eigenständig gewollten Schöpfung verliehen hat. „Ein Gott, der nur würfelt, wäre ein Spieler; keines seiner Produkte gewönne einen Sinn. Noch Einstein hatte dies beunruhigt. Ein Gott aber, der nie würfelt, baute eine Maschine, und keines seiner Produkte wäre frei. ‚Gott würfelt also?‘ fragt Manfred Eigen, ‚Gewiß! Doch Er befolgt auch seine Spielregeln‘. Und nur die Spanne zwischen beiden gibt uns Sinn und Freiheit zugleich“ (52).

Man kann es auch mit Friedrich Schillers Marquis Posa im „Don Carlos“ (III, 10) so sagen:

„Sehen Sie sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet – und wie reich ist sie
Durch Freiheit! . . . Er – der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören –
Er läßt des Übels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben – ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er; die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.“

Vorausgesetzt ist bei alledem eine Vorstellung von Gott als dem Schöpfer einer Welt, der er ein eigenständiges Sein verliehen hat, einer Welt, die zwar ständig durch seinen schöpferischen Willen, sein „Wort“ über dem Nichts getragen und gehalten wird, die aber dennoch ein eigenes „Sein“ hat und nicht etwa nur eine Marionette ist. Schöpfungsglaube bedeute, schreibt Hans-Georg Fritzsche, daß die Welt „prinzipiell geschöpft ist, d. h. nicht in sich gründet, auch nicht notwendig besteht und so besteht, wie sie da ist, sondern daß sie Realisierung eines Wollens und Entscheidung eines Willens

ist... , daß sie nicht einfach reale Welt, sondern realisierte Welt ist“ (53). Ähnlich hat Joseph Kardinal Ratzinger 1969 formuliert: „Der Schöpfungsglaube fragt nach dem Daß des Seins als solchem; sein Problem ist, warum überhaupt etwas ist und nicht nichts. Der Entwicklungsgedanke hingegen fragt, warum gerade diese Dinge sind und nicht andere, woher sie ihre Bestimmtheit erlangt haben und wie sie mit anderen Bildungen zusammenhängen... Der Schöpfungsglaube betrifft die Differenz zwischen nichts und etwas, der Entwicklungsgedanke hingegen die zwischen etwas und etwas anderem. Schöpfung charakterisiert das Sein als ganzes als Sein von anderswoher, Entwicklung hingegen beschreibt den inneren Bau des Seins und erfragt das spezifische Woher der einzelnen seienden Wirklichkeiten“ (54).

Was nun diese Differenz zwischen etwas und etwas anderem betrifft, so dürfen wir Gott da nicht direkt und unmittelbar hineinschmuggeln, denn dann machten wir aus ihm ein Stück Welt, eine Naturkraft im Wechselspiel mit anderen Naturkräften, dann würde aus dem Schöpfer eine Art Geschöpf. Daraus folgt, daß wir als Christen und Theologen den methodischen Atheismus der Wissenschaft nicht nur anerkennen, sondern als Schutzmittel vor der Degradierung des Schöpfers zu einem welthaften Götzen positiv würdigen und in unserer eigenen wissenschaftlichen Arbeit getrost nutzen.

Das bedeutet wiederum nicht, daß wir Gott in deistischer Weise von seiner Schöpfung fernhalten, ihn zum „Ingenieur im Ruhestand“ erklären. Nein: „Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge“ (Röm 11, 36). Da kein Mensch verstehen kann, wie Gott dieses gewaltige Universum in's Dasein und Sosein ruft, wäre es vermessen, wollte jemand zu erklären und zu beschreiben versuchen, wie Gottes Lenkung und Leitung der Welt sich unter Respektierung ihrer Eigenständigkeit konkret vollzieht. Jedenfalls geschieht dies offenkundig unter Benutzung und Indienstnahme der eigenständigen Potenzen, die er seiner Schöpfung verliehen hat. Daher kommt es eben, daß Gott mit den Mitteln naturwissenschaftlicher Forschung nicht feststellbar ist, daß der methodische Atheismus gilt. Gott ist der allmächtige Schöpfer, aber keine Naturkraft. Man darf ihn nicht, so verlockend das an bestimmten, vorläufigen Grenzen unserer Naturerkenntnis auch sein mag, als Erklärung für Unerkanntes, als Lückenbüßer in einer innerweltlichen Kausalkette ansiedeln.

Den methodischen Atheismus bejahen heißt allerdings darum noch lange nicht, daß dieser gewaltige Kosmos mit all seinen Geschöpfen einschließlich des Menschen für die Gotteserkenntnis belanglos sei. Es wäre ja auch seltsam, wenn der

Schöpfer sich in seiner Schöpfung nur und gänzlich verbergen würde und sie vorsätzlich so geschaffen hätte, daß sie für den Atheismus Zeugnis ablegt. Vielmehr gibt es, wie sowohl das Alte als auch das Neue Testament an verschiedenen Stellen voraussetzen und die Erfahrung der Menschheit mannigfach bezeugt, eine Selbstkundgabe Gottes durch die Werke seiner Schöpfung, was nicht mit natürlicher Theologie oder natürlicher Gotteserkenntnis oder gar einem „Gottesbeweis“ gleichgesetzt werden darf. So sehen es heute evangelische und katholische Theologie in einem immer stärkeren Konsens (55).

Zu unterschiedlichen Zeiten und auch im Gegenüber zu verschiedenen Menschen wird Gott sich unterschiedlicher Gegebenheiten seiner Schöpfung bedienen, um uns durch sie anzusprechen und aufzurufen zu Lobpreis, Dank und verantwortlichem Umgang mit seiner Schöpfung und den uns verliehenen Gaben. Für mich wird immer wieder die Daseins-, Soseins- und Geschehenskontingenz der Welt, d. h. ihre letztlich Unableitbarkeit – wenn ich sie mir konkret und anschaulich vergegenwärtige – transparent für Gott, zu einer Anrede Gottes durch seine Schöpfung hindurch (56).

Die vielleicht eindrucklichsten Beispiele sind das, was der katholische Theologe Joseph Peitzmeier schon 1949 als die „Verlagerung der teleologischen Grundlagen ins Physikalisch-Chemische“, also aus dem Organischen ins Anorganische, genannt hat (57). Heute wird dies gern unter dem Stichwort „Anthropisches Prinzip“ diskutiert (58). Das ist in anderer Form die Darwin bereits bewegende Frage nach der Grundordnung oder der Gesamtteleologie der Welt.

Abschließend sei, um vom Abstrakten etwas wegzukommen, ein anderes schönes Beispiel gewählt, schön im wörtlichen Sinne: die sogenannte geschlechtliche Zuchtwahl oder das Ästhetische in der Natur. Darwin vertrat die Ansicht, daß sekundäre Geschlechtsmerkmale wie Farbigkeit und Ornamentik, z. B. der oft prachtvolle Hochzeitsschmuck bestimmter Arten, überhaupt Schmuckformen und Luxusbildungen dadurch herangezüchtet würden, daß die Weibchen für so etwas Schönes ein Empfinden besäßen und daher Männchen mit solchen Merkmalen bevorzugten, deren Genotyp sich daher – wie wir heute formulieren – im Genpool der Art verstärkt angesammelt hätte.

Der amerikanisch-englische Paläontologe Stephan Jay Gould meint z. B., der Riesenhirsch sei zu seinem extrem großen und schweren Geweih, an dem er schließlich zugrunde ging, nicht infolge einer evolutionären Gesetzmäßigkeit gekommen, sondern als Mittel des Imponiergehaves, als Werbesignal für die Hinden, die auf diesen Eindruck ansprachen, den

Trägern solcher Geweihe bevorzugt die Fortpflanzung gestattet und dadurch zur Ausbildung des Geweihs bis zum Extremen beitragen (59). Dies Beispiel macht deutlich, daß die Auslese im Kampf um's Dasein im Sinne des Wettbewerbs um starke Repräsentanz der eigenen Gene im Genpool keineswegs immer eine Anpassung an die Umwelt im Sinne des Zweckmäßigen und Nützlichen bewirken muß, sondern sich auch gegenteilig auswirken kann; auch z. B. Farbenpracht gefährdet ja den Träger unter Umständen sehr, so daß Wallace — der die Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl bezweifelte — vielmehr im unauffälligen, Tarnzwecken dienenden Aussehen der Weibchen das Ergebnis der Zuchtwahl sah (60). Hätte jedoch Darwin recht, wäre dies ein Zeichen dafür, daß ein subjektives Empfinden für Schönheit sehr tief in der Natur verankert ist und so sehr einen eigenen Wert darstellt, daß er sich sogar teilweise gegen das durchsetzen kann, was objektiv nützlich und zweckmäßig ist.

Wahrscheinlich allerdings hat Darwin nicht bzw. nur bedingt Recht und Wallace zutreffender geurteilt, wenn er — freilich ohne dafür Mechanismen aufzeigen zu können — das Schöne als Ausdruck überschießender Lebenskraft ansah (ohne dabei an „Lebenskraft“ im Sinne des Vitalismus zu denken), denn wir wissen heute, daß das Imponiergehabe der Männchen die Weibchen oft ganz kalt läßt und diese die Farbenpracht usw. oft nur unzureichend wahrnehmen können, daß häufig nicht die Weibchen die Männchen, sondern umgekehrt die Männchen die Weibchen wählen, daß einige besonders prächtige Schmetterlinge in der dunklen Nacht kopulieren, daß bei der Dorngrasmücke der reichste und schönste Gesang ein funktionsloser Jugendgesang ist usw.

An einer verbreiteten, engen Zuordnung von Farb- und Prachtentfaltung mit der Fortpflanzung ist allerdings nicht zu zweifeln; das muß aber keineswegs mit geschlechtlicher Zuchtwahl im Sinne Darwins zusammenhängen, sondern kann auch im Sinne von Wallace als allgemeiner Ausdruck des Lebens interpretiert werden, das ja in der geschlechtlichen Fortpflanzung einen Höhepunkt erfährt. Die von Ernst Haeckel beschriebenen „Kunstformen der Natur“ betreffen u. a. Radiolarien, die im Meer leben und deren kunstvoll gebaute Skelette daher nicht sichtbar sind, die menschlichen Proportionen, durch die unser Schönheitsempfinden stark geprägt ist, stehen — wie Albrecht Dürer zeigte — im engen Zusammenhang mit dem goldenen Schnitt, die Farbempfindung ist, wie wir wissen, auf objektive Zahlenverhältnisse der Lichtwellenlängen bezogen, die der Musik zugrunde liegenden mathematischen Beziehungen haben schon die alten Pythagoräer beschäftigt, und

auch die Kristallformen beruhen auf objektiv bedingten Symmetrien.

In Johannes Keplers berühmter „Weltharmonik“ verschmelzen daher Mathematisches, Schönes, Musisches, Teleologisches und Theologisches auf's engste, und in unserem Jahrhundert erklärte der Nobelpreisträger für Physik 1933 Paul Dirac in einem Interview: „Es ist wichtiger, Schönheit in seinen Gleichungen zu haben, als sie für die Durchführung eines Experiments zur Verfügung zu haben. Allem Anschein nach ist jemand auf dem sichersten Wege des wissenschaftlichen Fortschritts, wenn er seine Arbeit unter dem Gesichtspunkt betreibt, daß er Schönheit in seine Gleichungen bringt, und wenn er eine wirklich gesunde Einsicht hat“ (61).

Ganz offenkundig ist das Schöne als etwas Zweckfreies und Funktionsloses tief in der Natur verankert, ebenso wie die objektiven, mathematisch zu erfassenden, Ordnungen und Gesetzmäßigkeiten und die Ansätze zu gegenseitiger Hilfe. Ich möchte daher mit dem Satz des praktischen Theologen Johannes Steinbeck schließen: „Auch die Schönheit kommt von Gott. Allerdings werden wir über sie als göttliche Eigenschaft nichts aussagen können, weil uns von einer schönen Gestalt des unsichtbaren und geistigen Gottes jede Vorstellung abgeht. Es genügt auch, wenn der Gemeinde die Schönheit der Natur zum Anlaß wird, Gott zu loben und zu danken“ (62).

✽

Zusammenfassend kann gesagt werden:

Vom christlichen Glauben aus ergibt sich, daß sicher festgestellte Wirklichkeiten und sicher erkannte Wahrheiten nicht im Widerspruch zum Glauben stehen können, da ja Gott der Schöpfer aller Wirklichkeiten und Sachverhalte ist; alle Bestreitung von Wirklichkeit und Wahrheit ist daher unförmig. Strittig kann nur deren Bewertung und Beurteilung sein.

Diese grundsätzliche Voraussetzung des Glaubens muß sich natürlich konkret immer neu bewähren. Bezüglich der modernen Evolutionstheorien gibt es für den Glauben keine Schwierigkeiten der Interpretation.

Die realhistorische Abstammung der Arten voneinander samt der ihr vorhergehenden kosmischen und physikalisch-chemischen Evolution läßt vielmehr unsere Vorstellung von der Allmacht und Weisheit Gottes wesentlich größer und bewunderungswürdiger werden, als ältere Vorstellungen von einem „Handwerker-Gott“, der immer wieder flickschusternd in die Schöpfung eingreifen muß. Die anorganischen Voraussetzungen der biologischen Evolution sind qualitativ und auch

quantitativ derartig präzise auf die Ermöglichung höheren Lebens hingeordnet, daß man darüber nur staunen kann.

Der Einbau ungerichteter, „zufälliger“ Mutationen in die strukturierenden Systembedingungen der Organismen und in die richtende Auslese ist keineswegs Ausdruck einer Hilflosigkeit, sondern vielmehr erstaunlicher Weisheit des Schöpfers. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, daß viele Biologen lange gebraucht haben, um zu verstehen, daß gerade dieser Mechanismus zweckmäßig ist, um den Populationen auch angesichts ständiger Veränderungen ihrer Lebensbedingungen Chancen zum Überleben zu geben und um vor allem eine Vielfalt von Lebensstrukturen zu erreichen, die zeitlich und räumlich auch die letzten ökologischen Nischen ausnutzen.

Da ungerichtete Mutationen zwar sehr zweckmäßig sind, weil sie „den Ton feucht halten“, aber naturgemäß „Kompromisse“ erzwingen, ist es verständlich, daß auch unzweckmäßige Lösungen vorkommen, die bei der Vorstellung einer direkten und unmittelbaren Planung durch Gott die Weisheit Gottes infrage stellen würden.

Daß der Mensch von tierischen Vorfahren abstammt und von daher etliche biologische Strukturen mit Tier und z. T. auch Pflanze teilt, macht ihn mit allem Lebendigen „solidarisch“, wenn ihm auch als Ebenbild Gottes der Auftrag zukommt, haushälterisch Verantwortung für diese Erde und ihre Lebewesen zu übernehmen und in diesem Sinne über sie zu herrschen.

Die natürliche Zuchtwahl war notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für die Herausbildung spezifischer Merkmale des menschlichen Geistes, der vielmehr auf das Wahre, Gute und Schöne hingeordnet ist und damit und dadurch – positiv und auch angesichts seines immer erneuten Versagens vor dieser Aufgabe – auf Gott den Schöpfer, Erlöser und Vollender: „Sie sollten Gott suchen, ob sie ihn wohl wahrnehmen und finden möchten, ihn, der ja nicht fern von einem jeden unter uns ist, denn in ihm leben wir und bewegen wir uns und sind wir“ (Apg. 17, 27–28a).

Anmerkungen

- 1) Edward Aveling: Die Darwinsche Theorie, 1894, S. 33–38; vgl. auch: Remigius Stölzle: Darwins Stellung zum Gottesglauben, 1922, S. 24–26
- 2) Charles Darwin: Autobiographie, hsg. von S. L. Sobol, 1959, S. 77
- 3) ebenda, S. 76
- 4) ebenda, S. 77
- 5) ebenda, S. 77
- 6) ebenda, S. 78
- 7) ebenda, S. 78
- 8) ebenda, S. 79
- 9) ebenda, S. 81
- 10) ebenda, S. 81
- 11) Gerd und Heidi Wahlert: Was Darwin nicht wissen konnte. Die Geschichte der Biosphäre, 1977, S. 45
- 12) Stephan Jay Gould: Darwin nach Darwin. Naturgeschichtliche Reflexionen, deutsch 1984, S. 25
- 13) Jonathan Miller: Darwin für Anfänger, 1982, S. 144
- 14) Alfred Russel Wallace: Der Darwinismus. Eine Darlegung von der natürlichen Zuchtwahl und einigen ihrer Anwendungen, 1891, S. 723
- 15) ebenda, S. 704 f.
- 16) ebenda, S. 717
- 17) ebenda, S. 718 f.
- 18) ebenda, S. 717 f.
- 19) ebenda, S. 739
- 20) vgl. Hans-Hinrich Jenssen: Naturerkenntnis – Sünde oder Gottesauftrag? Die Erkennbarkeit der Natur als Bestätigung des Schöpfungsglaubens, ³1987
- 21) Bernhard Bavink: Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften, ³1949, S. 586
- 22) Wallace, a. a. O., S. 740 f.
- 23) ebenda, S. 741 f.
- 24) Walter Zimmermann: Evolution. Die Geschichte ihrer Probleme und Erkenntnisse, 1953, S. 4
- 25) Günther Osche: Evolution, Grundlagen – Erkenntnisse – Entwicklungen der Abstammungslehre, ³1977, S. 70
- 26) ebenda, S. 11
- 27) Rolf Löther: Das Werden des Lebendigen. Wie die Evolution erkannt wird, 1983, S. 61
- 28) Das veranschaulicht die Kleine Enzyklopädie „Leben“ auf der Tafel im Nachsatz gut. Einen Einblick in die Bedeu-

- tung des Vergleichs von Aminosäurefrequenzen für die Evolutionsforschung bietet auch das Kapitel „Der Streit – neutrale Mutationen?“ in dem Buch von Reinhard Piechocki: Die Zähmung des Zufalls. Stabilität und Variabilität des Erbguts“, 1987, S. 63–82, dort S. 80 auch eine Tafel des „Cytochrom-c-Stammbaums“
- 29) Der amerikanische Evolutionsbiologe Dobshansky, in: Löther, a. a. O., S. 60
 - 30) vgl. Hans-Hinrich Jenssen: Ja zum modernen Weltbild. Naturerkenntnisse im Lichte des Glaubens, ³1987, S. 14–17 und 51–53
 - 31) a. a. O., S. 51
 - 32) Joachim Track: Die Stellung des Menschen im Evolutionsprozeß – Theologische Aspekte, in: Rolf Siewing, Hsg.: Evolution. Bedingungen – Resultate – Konsequenzen, ²1982, S. 397–412, dort S. 403
 - 33) in: Concilium, 6/7 1983, S. 456 und 472
 - 34) ebenda, S. 465
 - 35) Hans-Hinrich Jenssen, Naturerkenntnis, a. a. O., S. 7–13
 - 36) Carus Sterne (= Ernst Krause): Geschichte der biologischen Wissenschaften im neunzehnten Jahrhundert, 1901, S. 679
 - 37) vgl. die Mitteilungen über die Reaktion von Sedgwick bei Gottfried Zirnstein: Charles Darwin, Leipzig ³1985, S. 71 und die Einschätzung bei G. Wichler: Charles Darwin. Der Forscher und der Mensch, 1963, S. 62 ff. und S. 74–79
 - 38) ebenda, S. 15
 - 39) ebenda, S. 15 und 16
 - 40) vgl. Hans-Hinrich Jenssen: Naturerkenntnis, a. a. O., S. 79 bis 94
 - 41) MEW, Bd. 29, S. 529
 - 42) vgl. Hans-Hinrich Jenssen, Ja zum modernen Weltbild, a. a. O., S. 53/54
 - 43) vgl. Konrad Senglaub: Sie sind veränderlich. Eine Einführung in die Fortpflanzungs- und Evolutionsbiologie der Tiere, 1982, S. 89–116
 - 44) vgl. R. Piechocki: Die Zähmung des Zufalls, 1987, S. 59 f.
 - 45) Wallace, a. a. O., S. 58–62
 - 46) nach: Hugo Staudinger, Die Nebenwirkung einer Reise? Darwins Theorien und ihre Folgen; in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, 1986, S. 181
 - 47) Almut Jenssen / Cornelia Busse / Christian Jenssen: Georg Friedrich Nicolai. Arzt – Humanist – Pazifist; Publikation vorgesehen in: Medizin aktuell, 2/1989
 - 48) MEW, Bd. 34, S. 170
 - 49) Oscar Hertwig: Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus, ²1921, S. 98–100
 - 50) vgl. Carsten Bresch: Zwischenstufe Leben. Evolution ohne Ziel?, 1977, und weitere Aufsätze desselben Autors
 - 51) Hans-Hinrich Jenssen, Ja zum modernen Weltbild, a. a. O., S. 74–77
 - 52) Rupert Riedl: Die Strategie der Genesis. Naturgeschichte der realen Welt, ³1984, Serie Piper 290, S. 122
 - 53) Hans-Georg Fritzsche: Lehrbuch der Dogmatik, II, ²1984, S. 251/252
 - 54) Joseph Ratzinger: Schöpfungsglaube und Evolutionstheorie, in: H. J. Schultz, Hsg.: Wer ist das eigentlich – Gott?, 1969, S. 234
 - 55) vgl. Georg Kraus: Gotteserkenntnis ohne Offenbarung und Glaube? Natürliche Theologie als ökumenisches Problem, 1987, insbes. S. 377–493; vgl. auch das theologische Schlußwort von „Ja zum modernen Weltbild“
 - 56) vgl. die mir wichtigen Ausführungen zu Daseins-, Soseins- und Geschehenskontingenz in: Naturerkenntnis – Sünde oder Gottesauftrag?, ³1987, S. 65–68 und – was die konkreten Beispiele betrifft – in: Ja zum modernen Weltbild
 - 57) Josef Schwermer, Hsg.: Empirische Anthropologie im Dienste der Seelsorge. Arbeiten zur Pastoralpsychologie von Joseph Peitzmeier, 1977, S. 24
 - 58) vgl. Hans-Hinrich Jenssen, Ja zum modernen Weltbild, a. a. O., S. 78–106
 - 59) St. J. Gould, a. a. O., S. 64–75
 - 60) A. R. Wallace, a. a. O., S. 407–458
 - 61) In: Concilium 6/7, 1983, S. 476
 - 62) Johannes Steinbeck: Die christliche Naturpredigt, in: Zeitschrift für system. Theologie, 9. Jg., 1931, S. 485–501, dort S. 499; vgl. auch: H.-H. Jenssen: Aufgabe und Möglichkeiten neuzeitlicher Naturpredigt, Diss. Halle 1987: 3.4.2.2.4: Das Ästhetische als Ausdruck der Schöpferwirksamkeit Gottes

In der Reihe „Hefte aus Burgscheidungen“ erschienen zuletzt:

- 238 Krieg und Frieden im Atomzeitalter – Botschaft des Heiligen Synod der Russischen Orthodoxen Kirche
- 239 Günter Wirth, Schweitzers tätige Humanität – Eine Analyse seiner Goethe-Studien
- 240 Werner Wünschmann, Aus christlicher Ethik und Tradition – Christliche Künstler in der sozialistischen Gesellschaft
- 241 Wolfgang Heyl, Einklang von Rationalität und Humanität – Zu sozialéthischen Aspekten der Volkswirtschaft der DDR
- 242 Carl Ordnung, Verantwortung für Frieden und Wohlfahrt der Völker – Die Aktualität des Darmstädter Wortes von 1947
- 243 Christliche Existenz im sozialistischen Staat – Zeugnisse zu Weg und Wirken von Christen in der Welt
- 244 Gerhard Fischer, Albert Schweitzer heute – Die Aktualität seiner Ethik und der Fortgang seines Werkes in Lambaréné
- 245 Erhard Geißler, Den Schöpfer spielen? – Ethische Fragen der Gentechnologie
- 246/7 Zeittafel zur Geschichte der CDU 1945–1987
- 248 Joachim Graf, Option für die Armen – Zum Hirtenbrief der katholischen Bischofskonferenz der USA „Wirtschaftliche Gerechtigkeit für alle“
- 249 Lothar Oppermann, Für das Wohl unserer Kinder – Zu aktuellen schulpolitischen Aufgaben
- 250 Hans-Dieter Döpman, 1 000 Jahre Russische Orthodoxe Kirche – Ein Abriß ihrer Geschichte vom Heiligen Wladimir bis zur Gegenwart
- 251 Peter Tille, Ernst Barlach – Eine Skizze seines Lebens und Wirkens
- 252 Carl Ordnung, Friede – Verheißung und Auftrag – Zum 30. Jahrestag der Christlichen Friedenskonferenz
- 253/4 Dietmar Czok, Ökologisch verantwortbare Politik – Christliche Demokraten für Landeskultur und Umweltschutz
- 255 Günter Wirth, Die deutsche evangelische Kirche und die Novemberrevolution – Eine kritische Untersuchung